Neue Zürcher Zeitung

Der neue Schweizer Film

Von Einsamkeit und Wehmut junger Männer

Zu Jean-François Amiguets Erstling «Alexandre»

Michel Voïta als Alfred (links) und Didier Sauvegrain als Antoine.

ms. Der Name von *Jean-François Amiguet*, der 1950 in Vevey geboren wurde und dort lebt, fiel zunächst mit einigen *Dokumentarfilmen* auf. Es waren Filme vorab ökologischen Inhalts, wie etwa das Porträt eines einzelgängerischen Bauern, der seinen Hof mit Gas aus dem Misthaufen versorgt. Was diese Filme über ihre Themenstellung hinaus deutlich machen, ist Jean-François Amiguets Liebe zur Natur. Er fühlt sich in Vevey, der kleinen Stadt, wohl, und weit zu reisen verlockt es ihn nicht, lebt er doch in der schönsten Landschaft. Er liebt den See, seine weite Fläche, seine stürmischen Wellen, und er schaut gerne zu den Bergen auf, besteigt sie auch. Jean-François Amiguet hat keinerlei Neigung zur Flucht aus dem Eigenen seiner Landschaft. Im Unterschied zu Francis Reusser, der in «Seuls» vom Léman Bilder gab, als wäre er eine bleischwere Decke über einem begrabenen Leben, erscheint der See, gerade nun in diesem ersten Spielfilm, «Alexandre», bei Jean-François Amiguet als ein Spielfeld des Lebens, der Schönheit und des Träumens vom Glück.

die möglicherweise in den Bergen zu Alexandre führen würde, also auch zu Ariane. Aber den Mut, bei dieser Fahndung die Probe aufs Exempel zu machen, haben sie nicht. Und als die Freundin Alfreds eines Tages zu diesem zurückkehrt, wird ihr als erster Antoine begegnen, der annimmt, dass Ariane nun wiederkomme. Der Film lässt offen, ob es Ariane, jene, die er gekannt hat und die er nicht vergessen kann, tatsächlich ist.

*

Das Anrührende, das Erfrischende dieses Films, den Jean-François Amiguet mit bescheidenen Mitteln gedreht hat, ist in der Tat, dass er vieles offenlässt. Er erzählt zwar eine Geschichte, was an sich schon erfreulich ist. Aber er führt diese Geschichte nicht einfach geradeaus, er tändelt vielmehr mit ihr umher, lässt sie ausfasern in allerlei Anekdoten, die das Spielerische ausmachen, das diese beiden jungen Männer eben auch auszeichnet. Zwar sind sie, wenn man sie so gebannt sieht von ihrer Sehnsucht nach Ariane, von ihrem Rätselraten um den un-

./.

Glück allerdings gesteht sich – so die Geschichte von «Alexandre» – Antoine, der junge Lehrer, nicht mehr zu, seit ihn Ariane, seine Freundin, verlassen hat, eben um Alexandres willen, von dem er nicht weiss, wer er ist. Zuerst hält Antoine Alfred, den Schlüsselmacher, für Alexandre, nachdem er erkundet hat, dass seine Ariane vielleicht bei diesem wohne. Aber Ariane, sofern es sich bei dieser jungen Frau um Ariane wirklich handelt, hat auch Alfred verlassen. Die beiden haben Fragen auf ihren Herzen, aber sie stehen sich mit Misstrauen gegenüber. Jeder vermutet im anderen den dritten, Alexandre. Als das Missverständnis sich aufklärt, entwickelt sich zwischen den beiden eine spröde Freundschaft. Zwei junge Männer, die sonst wohl, jedenfalls was ihre Berufe betrifft, nie zueinander gekommen wären, verbinden sich in der gemeinsamen Trauer um die entschwundene Frau. Sie suchen gemeinsam nach ihr, fahnden, ins Wallis fahrend, einer Spur nach, sichtbar bleibenden dritten Mann, der die Hauptfigur des Films ist, eher Melancholiker. Und es ist denn auch eine Poesie des Melancholischen, mit der die Landschaft des Sees, des Mont-Pèlerin, des Rhonedeltas die beiden umgibt.

Aber hinter dieser Melancholie, hinter diesem Wehleid um sich selbst wird auch Humor spürbar, ein leiser Humor nur, und das – eine Schwäche des Films gewiss – auf eine zudem zu leise Art. Es ist dieser Humor, der lockert, der die Zerquältheit, wie sie auch durch das Autobiographische dieses Films bestimmt sein mag, ironisch spiegelt. Spürbar ist er in Situationen, in Redensarten, in Augenblicken der gegenseitigen Rabauzigkeit, der sinnlosen Tändeleien mit den Einfällen, die sich ohne Befangenheit durch Wehmut oft einstellen. Ein filigranhaftes Ineinander von Schwermut und Humor fächert sich aus in der Art, wie die beiden jungen Männer, unablässig in Gedanken bei Alexandre, dem Unbekannten, sich verhalten. Sie kaufen sich den gleichen blauen Overall, in dem sie sich Alexandre vorstellen, wenn er in die Berge geht und Ariane, wie sie geschrieben hat, bei ihm sich ausruht. Sie vagabundieren, und während sie das tun, fallen ihnen ungewöhnliche Beobachtungen zu, sie erschrecken, wenn das Telefon klingelt, sie meditieren über einen Sonnenstrahl, der herbstlich ins Zimmer dringt, sie pressen gekochte Quitten zu Gelee, sie amüsieren sich, finden für eine Weile zurück zu ihrer Unbefangenheit.

*

Man kann Jean-François Amiguet keine grössere Freude machen, als wenn man sagt, sein Film, dieser Erstling, lasse einen, eben wegen dieser wenn nicht quirligen, so doch spielerisch heiteren Phantasie an die frühen Filme von *Michel Soutter* denken. In der Tat, da nimmt ein Jüngerer eine Art wieder auf, die man auf der schweizerischen Filmszene schon vermisst hat; da dreht einer wieder einmal einen Film, der ganz frisch wirkt, poetisch auf eine unverkrampfte Art. Einer auch, der sich nicht ein weiteres Mal aufmacht, politische Filme zu drehen, sondern solche, die den Menschen in seinem Privaten wahrhaben möchten. Die Geschichte Antoines und Alfreds öffnet keinerlei Durchblick auf eine Gesellschaft, die, so oder so beschaffen, die Schuld daran trägt, dass junge Männer in der Liebe traurig werden. Es mag sein, dass Jean-François Amiguet sich zunächst deshalb an die Arbeit gemacht hat, weil er einen Film über das Abschiednehmen drehen wollte. Was dabei herauskam, vielleicht auch dank der Zusammenarbeit mit *Anne Gonthier*, seiner Mitautorin, ist weit mehr eine lyrische Studie über die Unfähigkeit zur Bindung.

*

Den Film des jungen Romand loben heisst natürlich nicht, seine Schwächen übersehen. Seine Stärke – noch einmal – ist seine Phantasie, die erkennbar starke Liebe zu seinen Figuren, der Charme dieser Figuren, die lyrische Veränderung von Landschaften, Orten, Strassen und Begegnungen durch die Poesie, die diesem Charme angeboren ist. Woran es mangelt, ist – wie könnte es anders sein beim Mangel an ausgebildeten Szenaristen in unserem Land – das ausgearbeitete Szenario; da half auch der linkshändige Beitrag von *Michel Contat* als «Interlocuteur» nicht viel. Es hat dramaturgische Löcher, Leerstellen in der «narration», und die Exposition erschwert den Zugang. Nicht immer ganz plausibel nimmt sich die sogenannte Kontinuität aus; man muss Zusammenhänge als Zuschauer oft selbst nachvollziehen. Das allerdings tut gut, man wird angeregt, und als erzählerisches Prinzip ist es durchaus richtig, nur müsste dieses Prinzip noch präziser beherrscht werden. Dennoch, ein Erstling hält Erwartungen offen: Dass Jean-François Amiguet jetzt daran geht, mit einem erfahrenen Autor die Erzählung seines nächsten Films szenarisch einzurichten, stützt diese Erwartung.

*

In «Alexandre» sieht man *James Mason*, den grossen englischen Schauspieler, in seiner vorletzten, sehr kleinen Rolle. Er spielt den Vater Antoines, einen wohlmeinenden, stillen, etwas bekümmerten Mann, und er spielt einfach so, dass er da ist: ein Nichts an Rolle, und dennoch präsent rundum. Berufsschauspieler ist auch *Didier Sauvegrain*, der Antoine spielt; neben ihm, ein Laie, der erstmals vor der Kamera stand, *Michel Voïta* (aus Vevey): beide einander ebenbürtig in der Art, wie sie, ohne viel auf Worte angewiesen zu sein, mit ihren Körpern auszudrücken vermögen, was sie beschäftigt, welche Gedanken sie bewegen. Und Jean-François Amiguet hat gut daran getan, einen Neuling auch in erster Selbstverantwortung an die Kamera zu stellen, *Rainer Klausmann*, bisher Assistent von *Hans Liechti*. Er ist es, der die Bilder in Poesie eintaucht, sie zu Aussagen bringt, wie sie dem Klima der Geschichte angemessen sind. Auch hier eine kleine Meisterleistung. *(Studio Commercio, Zürich)*